

Die Stadt, die es nicht gibt

Bilder globaler Räume im Ludwig Forum Aachen

Der Titel scheint paradox: „Die Stadt, die es nicht gibt“ lautet die Ausstellung, die zurzeit im Aachener Ludwig Forum die Wahrnehmung von Realität sowie die Existenz von Orten in Frage stellt. Natürlich nicht so, wie es die satirische Legende der „Bielefeldverschwörung“ seit 1994 tut, indem sie behauptet, dass alle Hinweise auf die ostwestfälische Stadt Teil einer riesigen Verschwörung von CIA, Mossad oder Außerirdischen seien.

Nein, die Museumsleiterin und Kuratorin der Ausstellung, Brigitte Franzen, geht der Frage nach, wie mediale und gesellschaftliche Prozesse unsere Welt verändern und neue Räume das Dazwischen schaffen, in denen Fakten und Fiktionen verschwimmen. Das klingt viel verkopfter, als es tatsächlich ist, denn Franzen gelingt es, 20 sehr unterschiedliche Fotografien, aber auch Film- und Videokünstler zu einer kurzweiligen, abwechslungsreichen, dennoch gehaltvollen, aber in keiner Weise geschwätzigen Ausstellung zusammenzutragen.

Die beginnt (je nach Startpunkt) überraschend emotional mit einer zwölf Meter langen Wandinstallation des Magnum-Fotografen Paolo Pellegrin, der die Folgen des Erdbebens und des Tsunamis in Japan fotografiert hat – und somit tatsächlich „eine Stadt, die es nicht (mehr) gibt“ zeigt. Zwischen den Schwarzweiß-Panoramen vollkommener zerstörter Landschaften hat er Farbfotografien eingesetzt, auf denen in den Trümmern gefundene Familien- und Schulfotos zu sehen sind. Das, was ist, zeigt Pellegrin in Schwarzweiß, und das, was nicht mehr ist, in Farbe – damit dreht er auch die klassische Wahrnehmung von Gegenwart und Vergangenheit in der Fotografie um.

Mit Architektur, die es nicht mehr gibt, arbeitet Michael Krumm. Der Aachener ist eigentlich kein Künstler, sondern Architekt. Um seinen Kunden zu demonstrieren, was bei Umbau und Sanierung eines Institutsgebäudes der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen möglich wäre, hat er die Räume fotografiert und anschließend subtil bearbeitet, retuschiert, manipuliert. Das Besondere daran: Er demonstriert, welches Potenzial die ursprüngliche Architektur hat, indem er Gegenstände und Bauteile entfernt oder ergänzt, die im Laufe der Zeit hinzugekommen oder verschwunden sind. Im Kontext der Ausstellung wird aber auch deutlich, wie sehr Architekturen an den tatsächlichen Bedürfnissen und Gepflogenheiten der Menschen vorbei geplant werden und wie sehr das Interesse von Architekten und späteren Nutzern auseinanderklaffen.

Das wird ebenfalls sehr deutlich in den Fotografien von Armin Linke, von denen eines auch das Ausstellungsplakat zielt. Es zeigt eine Straßenkreuzung: Weiße, uniforme Hochhäuser dominieren das Bild und auf der Straße laufen zahlreiche Menschen – sie bilden eine Ameisenstraße bis zum Horizont. Trotzdem wirkt das Bild gespenstisch leer, was an der fehlenden Straßen-

randbebauung und den riesigen Freiflächen liegt, auf denen nur kahle Bäume auf der hellbraunen Erde stehen. Auffällig ist auch, dass auf dem mehrspurigen Boulevard die Autos fehlen – nur ein einziges Fahrzeug, ein LKW, ist klein im Hintergrund zu entdecken. Erst der Titel verrät: Linke hat in Pjöngjang fotografiert und zeigt die nordkoreanische Hauptstadt als Wirklichkeit gewordene, kommunistische Utopie einer perfekten Stadt – westlichen Betrachtern scheint sie jedoch wie der reinste Horror.

Mit den Bedürfnissen der Menschen in Hongkong haben sich Rufina Wu und Stefan Canham in ihrem Gemeinschaftsprojekt „Portraits from Above“ beschäftigt. In der Metropole ist der Wohnraum so teuer, dass auf Dächern von Hochhäusern wilde Wohnsiedlungen entstehen. Die sind nicht erlaubt, werden aber meist geduldet, weil sich die Bewohner trotz Arbeit legalen Wohnraum nicht leisten können. Diese Wohnsituationen wurden von Canham fotografisch und von Wu in nüchternen Architekturzeichnungen und Grundrissen dokumentiert.

Mit Sehnsüchten von Menschen beschäftigt sich Kader Attia in seiner Serie „Rochers Carrés“. Zu sehen sind junge Männer, meist von hinten fotografiert, die auf eben jenen namensgebenden „quadratischen Felsen“ an der nordafrikanischen Küste stehen und auf vorbeifahrende Schiffe, den Horizont und somit in Richtung Europa schauen. Die absurden, unwirklichen Szenerien wirken wie moderne Verschmelzungen von Caspar David Friedrichs „Eismeer“ und seinem „Wanderer über

dem Nebelmeer“ und man ist als von den Medien beeinflusster Europäer schnell gewillt, in den nicht zu erkennenden Blicken der Personen so etwas wie Hoffnung, Aufbruch und Resignation zu sehen.

Vielleicht sind die unüberwindbaren Betonfelsen an der Hafenanlage aber auch einfach nur Orte, an denen sich Jugendliche gerne herumtreiben. Der Verdacht liegt nahe, wenn man sich die beiden Serien von Tobias Zielony anschaut. Der fotografiert seit Jahren Jugendliche der Unterschicht, ihre Rituale in der Gruppe, ihre sich weltweit ähnelnden Posen und das soziale Umfeld, das meist aus anonymen und abweisenden Wohnblöcken, Kriminalität und Perspektivlosigkeit besteht.

Zielony ist übrigens der einzige Künstler, der auch in der im September zu Ende gegangenen Ausstellung „Lost Places“ in der Hamburger Kunsthalle (s. a. *Photonews* 7-8/12) zu sehen war und die zahlreiche Parallelen zur Aachener Schau aufweist – schließlich ging es auch dort um die Wahrnehmung von Räumen und Orten. Diese zeitliche Dualität ist allerdings kein Nachteil, sondern macht vor allem deutlich, dass sich viele Künstler mit dem Lebensumfeld und der Welt, in der wir leben (wollen), auf höchst unterschiedliche Art und Weise auseinandersetzen.

Damian Zimmermann

Die Ausstellung ist noch bis zum 20. Januar 2013 im Ludwig Forum Aachen zu sehen. Zur Ausstellung ist ein schmales, kostenloses Begleitheft erschienen, das alle gezeigten Arbeiten kurz vorstellt.



Kader Attia, aus „Rochers Carrés“. Courtesy The artist and Galerie Christian Nagel